

Astrid Erll

# Medien des kollektiven Gedächtnisses

Materialien

Fakultät für  
**Kultur- und  
Sozialwissen-  
schaften**

---

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

---

## Inhaltsverzeichnis

<b>M 1</b> – M. Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen.....	<b>3</b>
<b>M 2</b> – M. Halbwachs: Das kollektive Gedächtnis.....	<b>13</b>
<b>M 3</b> – E. H. Gombrich: Aby Warburg. Eine intellektuelle Biographie.....	<b>15</b>
<b>M 4</b> – P. Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis: Die Gedächtnisorte.....	<b>19</b>
<b>M 5</b> – F. Etienne, H. Schulze: Deutsche Erinnerungsorte.....	<b>27</b>
<b>M 6</b> – E. Schütz: Der Volkswagen.....	<b>35</b>
<b>M 7</b> – G. Krumeich: Die Dolchstoß-Legende.....	<b>55</b>
<b>M 8</b> – J. Assmann: Das kulturelle Gedächtnis.....	<b>71</b>
<b>M 9</b> – A. Assmann: Erinnerungsräume.....	<b>81</b>
<b>M 10</b> – D. Polkinghorne: Narrative Psychologie und Geschichtsbewusstsein.....	<b>87</b>
<b>M. 11</b> – N. Pethes/J. Ruchatz: Gedächtnis und Erinnerung.....	<b>93</b>
<b>M 12</b> – S. J. Schmidt: Kalte Faszination.....	<b>97</b>
<b>M 13</b> – A. Erll: <i>War Fiction</i> -Boom (1928-30).....	<b>106</b>
<b>M 14</b> – K. Prinz: <i>Im Krebsgang</i> und das Feuilleton als Medien des Gedächtnisses.....	<b>110</b>
<b>M 15</b> – B. Burkhardt: Der Trifels und die nationalsozialistische Erinnerungskultur.....	<b>117</b>
<b>M 16</b> – B. Hendrich: „Im Monat Muharrem weint meine Laute!“.....	<b>123</b>
<b>M 17</b> – C. Holm: Pablo Picasso: <i>Traum und Lüge Francos</i> und <i>Guernica</i> .....	<b>127</b>

Diese Seite bleibt aus technischen Gründen frei!

## M 1 – Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen

### Vorwort

Als wir neulich einen alten Band des *Magasin pittoresque* durchblättern, stießen wir auf eine einzigartige Geschichte. Es war die Geschichte eines Mädchens von 9 oder 10 Jahren, das im Jahre 1731 in den Wäldern nahe Châlons gefunden wurde. Man konnte nicht in Erfahrung bringen, wo es geboren war und woher es kam. Nach den Einzelheiten, die es selber von seinen verschiedenen Lebensabschnitten angab, nahm man an, daß es im Norden Europas, wahrscheinlich bei den Eskimos, geboren, daß es von dort zu den Antillen und schließlich nach Frankreich gebracht worden war. Es versicherte, zweimal weite Meeresstrecken überquert zu haben, und schien bewegt, wenn man ihm Bilder von den Behausungen und Booten aus dem Lande der Eskimos oder von Seehunden oder solche von Zuckerrohr und anderen Produkten der amerikanischen Inseln zeigte. Es glaubte sich ziemlich klar daran zu erinnern, daß es als Sklavin einer Dame gehört hatte, die es sehr liebte, daß aber der Herr, der es nicht leiden konnte, es hatte einschiffen lassen.<sup>1</sup>

Wir geben diesen Bericht, von dem wir nicht wissen, ob er authentisch ist, und den wir nur aus zweiter Hand kennen, nur deshalb wieder, weil er verstehen läßt, inwiefern man sagen kann, daß das Gedächtnis von der gesellschaftlichen Umwelt abhängt. Mit 9 oder 10 Jahren besitzt ein Kind viele Erinnerungen, neue und selbst recht alte. Was würde ihm davon bleiben, wenn es plötzlich von seinen Angehörigen getrennt und in ein Land gebracht würde, wo man seine Sprache nicht spricht und wo es weder im Anblick der Leute und der Örtlichkeiten noch der Verhaltensweisen etwas von dem wiedererkennen könnte, was ihm bis dahin vertraut war? Das Kind hat eine Gesellschaft verlassen, um in eine andere einzutreten. Es scheint, daß es im gleichen Augenblick in der zweiten Gesellschaft das Erinnerungsvermögen für all das verloren hat, was es gemacht und was es beeindruckt hat, und daß es sich in der ersten Gesellschaft mühelos erinnern würde. Damit einige unbestimmte und unvollständige Erinnerungen wieder erscheinen, muß man ihm in derjenigen Gesellschaft, in der es sich gerade befindet, wenigstens Bilder zeigen, die ihm für einen Augenblick die Gruppe und die Umgebung wieder herstellen, denen es entrissen wurde.

---

<sup>1</sup> Magasin Pittoresque 1849, S. 18. Als Quellen nennt der Verfasser uns folgendes: „Es stand darüber ein Artikel im Mercure de France vom September 173. und es erschien ein kleines Werk im Jahre 1755 (von dem er uns den Titel nicht angibt), dem wir diesen Bericht entnommen haben“.

Dieses Beispiel ist nur ein Grenzfall. Aber wenn wir etwas genauer untersuchten, auf welche Art wir uns erinnern, so würden wir erkennen, daß ganz sicher die meisten unserer Erinnerungen uns dann kommen, wenn unsere Eltern, unsere Freunde oder andere Menschen sie uns ins Gedächtnis rufen. Man wundert sich bei der Lektüre psychologischer Abhandlungen, in denen vom Gedächtnis die Rede ist, daß der Mensch dort als ein isoliertes Wesen betrachtet wird. Danach scheint es, als ob es zum Verständnis unserer geistigen Operationen nötig sei, sich auf das Individuum zu beschränken und zunächst alle Bindungen zu durchtrennen, die es an die Gesellschaft von seinesgleichen fesseln. Dennoch erlangt der Mensch normalerweise seine Erinnerungen, ruft sie sich in das Gedächtnis zurück und erkennt sie, wie man sagt, als solche wieder und lokalisiert sie in der Gesellschaft. Zählen wir nur einmal im Verlaufe eines Tages die Menge der Erinnerungen, die in uns bei Gelegenheit der direkten und indirekten Berührung mit anderen Menschen aufgestiegen sind. Wir werden sehen, daß wir in den meisten Fällen nur unser Gedächtnis zu Hilfe rufen, um auf Fragen zu antworten, die die anderen uns stellen oder von denen wir annehmen, daß sie uns gestellt werden könnten, und daß wir uns andererseits, um zu antworten, auf ihren Standpunkt stellen und uns als Glied der gleichen Gruppe oder der gleichen Gruppen wie sie betrachten. Warum aber sollte das, was von einer großen Zahl unserer Erinnerungen gilt, nicht von allen gelten? Meistens erinnere ich mich, weil die anderen mich dazu antreiben, weil ihr Gedächtnis dem meinen zu Hilfe kommt, weil meines sich auf ihres stützt. Zumindest in diesen Fällen hat die Erinnerung nichts Mysteriöses an sich. Es gibt da nichts zu suchen, wo sie sind, wo sie aufbewahrt werden, in meinem Kopf oder in irgendeinem Winkel meines Geistes, zu dem ich allein Zugang hätte; sie werden mir ja von außen ins Gedächtnis gerufen, und die Gruppen, denen ich angehöre, bieten mir in jedem Augenblick die Mittel, sie zu rekonstruieren, unter der Bedingung, daß ich mich ihnen zuwende und daß ich zumindest zeitweise ihre Denkart annehme. Aber warum sollte es sich nicht in allen Fällen so verhalten?

Es würde in diesem Sinne ein kollektives Gedächtnis und einen gesellschaftlichen Rahmen des Gedächtnisses geben, und unser individuelles Denken wäre in dem Maße fähig sich zu erinnern, wie es sich innerhalb dieses Bezugsrahmens hält und an diesem Gedächtnis partizipiert. Man wird verstehen, daß unsere Untersuchung mit einem oder gar zwei Kapiteln über den Traum beginnt<sup>2</sup>, wenn man bedenkt, daß der schlafende Mensch sich einige Zeit lang in einem isolierten Zustand befindet, der zumindest teilweise demjenigen gleicht, in dem er leben würde, wenn er mit keiner Gesellschaft in Berührung und Verbindung stände. In diesem Augenblick kann er sich nicht mehr und braucht er sich auch nicht mehr auf diesen Bezugsrahmen des kollektiven Gedächtnisses zu stützen, und es ist möglich, den Einfluß dieses Bezugsrahmens zu bemessen, indem man beobachtet, was aus dem individuellen Gedächtnis wird, wenn solcher Einfluß nicht mehr stattfindet.

---

<sup>2</sup> Das erste Kapitel, das den Ausgangspunkt unserer Untersuchung bildet, ist als Aufsatz fast in der gleichen Form wie hier in der *Revue philosophique*, Januar-Februar 1923 erschienen.

Aber wenn wir so das Gedächtnis eines einzelnen durch das Gedächtnis der anderen erklärten, bewegen wir uns dann nicht in einem Zirkel? Man müßte dann in der Tat erklären, wie die anderen sich erinnern, und das gleiche Problem schiene sich von neuem in den gleichen Ausdrücken zu stellen.

Wenn die Vergangenheit wieder erscheint, dann macht es recht wenig aus zu wissen, ob sie in meinem Bewußtsein oder in anderen wiederkehrt. Warum kehrt sie zurück? Würde sie wiederkehren, wenn sie sich nicht konservierte? Offenbar untersucht man in der klassischen Theorie des Gedächtnisses nicht ohne Grund, wie Gedächtnisinhalte bewahrt werden, nachdem sie erworben wurden, bevor man ihr Wiedererinnern behandelt. Wenn man aber die Konservierung der Gedächtnisinhalte nicht durch Hirnprozesse erklären will (eine freilich recht obskure Erklärung, die zu schweren Bedenken Anlaß gibt), dann scheint sich kaum eine andere Alternative zu bieten als zuzugeben, daß die Erinnerungen als psychische Zustände im Geiste unbewußt schlummern, um dann wieder bewußt zu werden, wenn man sie zurück ruft. Derart würde die Vergangenheit nur scheinbar vernichtet, und sie würde nur scheinbar verschwinden. Jeder individuelle Geist würde die ganze Folge seiner Erinnerungen hinter sich herziehen. Wenn man will, kann man jetzt zugeben, daß die verschiedenen Gedächtnisse sich gegenseitig helfen und unterstützen. Was wir aber den kollektiven Bezugsrahmen des Gedächtnisses nennen, wäre dann jedoch nur das Ergebnis, die Summe, die Kombination der individuellen Erinnerungen vieler Mitglieder einer und derselben Gesellschaft. Sie würden vielleicht dazu dienen, diese hinterher besser zu ordnen, die Erinnerungen der einen unter Bezugnahme auf die der anderen in den rechten Zusammenhang zu bringen. Aber sie würden keineswegs das Gedächtnis an sich erklären, da sie es voraussetzen.

Die Untersuchung des Traumes liefert uns bereits sehr ernsthafte Argumente gegen die These von der Subsistenz der Erinnerungen im Unbewußten. Aber es gilt noch zu zeigen, daß außerhalb des Traumes das Vergangene in Wirklichkeit nicht als solches wiedererscheint, daß vielmehr alles darauf hinzuweisen scheint, daß es sich nicht erhält, sondern daß man es rekonstruiert, wobei man von der Gegenwart ausgeht.<sup>3</sup> Andererseits gilt es zu zeigen, daß die kollektiven Bezugsrahmen des Gedächtnisses nicht hinterher durch Kombination der individuellen Gedächtnisinhalte gebildet werden, daß sie auch nicht einfache leere Formen sind, in denen sich die anderswoher gekommenen Erinnerungen niederließen, daß sie im Gegenteil eben die Instrumente sind, deren sich das kollektive Gedächtnis bedient, um ein Bild der Vergangenheit wiederzuerstellen, das sich für jede Epoche im Ein-

---

<sup>3</sup> Wohlgermerkt, wir bestreiten keineswegs, daß unsere Eindrücke einige Zeit und zuweilen lange nachdem sie stattgefunden haben, andauern. Aber diese „Resonanz“ der Eindrücke darf auf keinen Fall mit dem verwechselt werden, was man gewöhnlich unter der Konservierung der Gedächtnisinhalte versteht. Diese variiert von Individuum zu Individuum wie auch zweifellos von Art zu Art außerhalb jedes gesellschaftlichen Einflusses. Sie ist Gegenstand der Psychophysiologie, die ihren Bereich hat wie die Sozialpsychologie den ihren.

klang mit den herrschenden Gedanken der Gesellschaft befindet. Diesem Nachweis sind die Kapitel 3 und 4 gewidmet, die von der Rekonstruktion des Vergangenen und von der Lokalisierung der Gedächtnisinhalte handeln.

Nach dieser größtenteils kritischen Untersuchung, in der wir gleichwohl die Grundlagen für eine soziologische Theorie des Gedächtnisses legen, bleibt das kollektive Gedächtnis direkt und für sich selber zu betrachten. Es genügt in der Tat nicht zu zeigen, daß die Individuen immer gesellschaftliche Bezugsrahmen verwenden, wenn sie sich erinnern. Man müßte sich auf den Standpunkt der Gruppe oder der Gruppen stellen. Die beiden Probleme hängen übrigens nicht nur voneinander ab, sondern sind identisch. Man kann ebensogut sagen, daß das Individuum sich erinnert, indem es sich auf den Standpunkt der Gruppe stellt, und daß das Gedächtnis der Gruppe sich verwirklicht und offenbart in den individuellen Gedächtnissen. Darum haben wir in den letzten drei Kapiteln vom kollektiven Gedächtnis oder von den Traditionen der Familie, religiöser Gruppen und sozialer Klassen gehandelt. Gewiß gibt es noch andere Gruppen und andere Formen des sozialen Gedächtnisses. Aber da wir uns beschränken müssen, haben wir uns an diejenigen gehalten, die uns am wichtigsten erscheinen, und überdies an solche, für die uns unsere früheren Forschungen den besten Zugang gewährten. Zweifellos überschreitet aus diesem Grunde das Kapitel über die sozialen Klassen die anderen an Umfang. Wir greifen hierbei auf einige Überlegungen zurück, die wir schon anderswo zum Ausdruck gebracht oder kurz gestreift hatten und hier zu entwickeln suchen.

[...]

Schluß

[...]

Der einzelne ruft seine Erinnerungen mit Hilfe der Bezugsrahmen des sozialen Gedächtnisses herauf. Mit anderen Worten, die verschiedenen Gruppen, in die die Gesellschaft zerfällt, sind in jedem Augenblick in der Lage, ihre Vergangenheit zu rekonstruieren. Aber zumeist, so haben wir gesehen, verformen sie sie zugleich mit der Rekonstruktion. Gewiß, es gibt viele Tatsachen und Einzelheiten bestimmter Tatsachen, die der einzelne vergessen würde, wenn die anderen nicht für ihn die Erinnerung daran behielten. Andererseits kann aber die Gesellschaft nur leben, wenn zwischen den sie bildenden einzelnen und den Gruppen eine genügende Einheit der Ansichten besteht. Die Vielfältigkeit der menschlichen Gruppen und ihre Mannigfaltigkeit ergeben sich aus dem Anwachsen sowohl der Bedürfnisse wie der intellektuellen und organisatorischen Fähigkeiten der Gesellschaft. Sie paßt sich diesen Bedingungen an, wie sie sich auch der begrenzten Dauer des individuellen Lebens anpassen muß. Darum gilt nicht weniger, daß die Notwendigkeit für die Menschen, sich in beschränkten Gruppen, in der Familie, in religi-

ösen Gruppen, in der sozialen Klasse (um nur von diesen zu sprechen) einzuschließen, obwohl dies weniger unausweichlich und fatal ist als die Notwendigkeit, in einer beschränkten Lebenszeit eingeschlossen zu sein, die dem gesellschaftlichen Bedürfnis nach Einheit ebenso entgegengesetzt ist, wie diese wiederum dem sozialen Bedürfnis nach Kontinuität. Darum neigt die Gesellschaft dazu, aus ihrem Gedächtnis alles auszuschalten, was die einzelnen voneinander trennen, die Gruppen voneinander entfernen könnte, und darum manipuliert sie ihre Erinnerung in jeder Epoche, um sie mit den veränderlichen Bedingungen ihres Gleichgewichts in Übereinstimmung zu bringen.

Hielte man sich an das individuelle Bewußtsein, so könnte sich folgendes abspielen. Die Erinnerungen, an die man seit langer Zeit überhaupt nicht mehr gedacht hat, reproduzieren sich unverändert. Sobald aber die Überlegung ins Spiel tritt, sobald man - anstatt die Vergangenheit wieder erscheinen zu lassen - sie durch eine Denkbemühung rekonstruiert, geschieht es, daß man sie deformiert, weil man mehr Kohärenz in sie hineinbringen will. Die Vernunft oder die Intelligenz würde also unter den Erinnerungen eine Auswahl treffen, würde einige von ihnen fallen lassen und die anderen nach einer unseren augenblicklichen Vorstellungen entsprechenden Ordnung disponieren; daher entstünden viele Entstellungen. Aber wir haben gezeigt, daß das Gedächtnis eine kollektive Funktion ist. Stellen wir uns also auf den Standpunkt der Gruppe. Wir werden sagen, daß die Erinnerung deshalb wieder erscheint, weil die Gesellschaft in jedem Augenblick über die nötigen Mittel zu ihrer Rekonstruktion verfügt. Und wir werden wohl dahin gebracht, im sozialen Denken zwei Tätigkeitsarten zu unterscheiden: einerseits ein Gedächtnis, d.h. einen Rahmen aus Begriffen, die uns als Anhaltspunkte dienen und sich ausschließlich auf die Vergangenheit beziehen; andererseits eine Vernunfttätigkeit, die von den Bedingungen ausgeht, in denen die Gesellschaft sich jeweils befindet, d.h. von der Gegenwart. Dies Gedächtnis würde nur unter der Kontrolle dieser Vernunft funktionieren. Wenn eine Gesellschaft ihre Traditionen aufgibt oder sie modifiziert, tut sie dies dann nicht, um rationalen Forderungen Genüge zu leisten, sobald sich solche zeigen?

Nur, warum sollten die Traditionen weichen? Warum sollten die Erinnerungen vor den Ideen und Überlegungen zurücktreten, die die Gesellschaft ihnen entgegengesetzt? Diese Ideen stellen, wenn man so will, das Bewußtsein der Gesellschaft von ihrer gegenwärtigen Lage dar; sie entspringen aus einer von jeder Parteinahme freien kollektiven Überlegung, die nur das in Rechnung stellt, was existiert, nicht, was gewesen ist. Das ist die Gegenwart. Zweifellos ist es schwierig, die Gegenwart zu verändern, aber ist es nicht in gewisser Hinsicht viel schwieriger, das Bild der Vergangenheit zu verändern, das doch ebenfalls – zumindest virtuell – in der Gegenwart existiert, da die Gesellschaft in ihrem Denken immer die Bezugsrahmen ihres Gedächtnisses trägt? Schließlich ist doch die Gegenwart, wenn man den von ihr eingenommenen Teil des kollektiven Denkens betrachtet, wenig in bezug auf die Vergangenheit. Die alten Vorstellungen drängen sich uns mit der ganzen ihnen aus den ehemaligen Gesellschaftszuständen, in denen sie entstanden

sind, zufließenden Kraft auf. Sie sind um so stärker, je älter sie sind und je mehr Menschen und umfassendere Gruppen sie angenommen hatten. Diesen Kollektivkräften müßte man größere Kollektivkräfte entgegensetzen. Die aktuellen Ideen erstrecken sich jedoch über eine viel kürzere Zeit. Woher sollten sie genügend Kraft und Substanz beziehen, um den Traditionen die Stirn zu bieten?

Es gibt nur eine mögliche Erklärung. Wenn die heutigen Ideen den Erinnerungen Widerstand leisten und bis zu deren Verwandlung Macht über sie gewinnen können, so darum, weil sie einer wenn nicht genau so alten, so doch wenigstens viel ausgebreiteteren Erfahrung entsprechen, weil sie nicht nur (wie die Traditionen) der betrachteten Gruppe gemeinsam sind, sondern auch den Mitgliedern anderer zeitgenössischer Gruppen. Die Vernunft steht der Tradition wie eine weiter ausgebreitete einer engeren Gesellschaft gegenüber. Schließlich sind die aktuellen Ideen nur für die Mitglieder derjenigen Gruppe wirklich neu, in die sie gerade eindringen. Überall, wo sie nicht auf die gleichen Traditionen wie in dieser Gruppe stießen, haben sie sich frei entwickeln und selber die Form von Traditionen annehmen können. Die Gruppe setzt ihrer Vergangenheit nicht ihre Gegenwart entgegen, sondern die Vergangenheit von anderen Gruppen (eine vielleicht jüngere Vergangenheit, aber das schadet nicht), mit denen sie sich zu identifizieren strebt.

Wir haben gesehen: in den Gesellschaften, wo die Familie eine starke Stellung hat, versucht diese sich gegen die Einflüsse von außen abzuschließen, oder sie läßt doch zumindest nur das hinein gelangen, was mit ihrem Geist und ihren Denkweisen übereinstimmt. Aber zunächst kann es vorkommen, daß die Kontinuität des Familienlebens unterbrochen wird durch die Tatsache, daß durch die Verbindung eines Mitgliedes der einen mit einem Mitglied der anderen Familie eine neue Familie geschaffen wird. Dann würde selbst in dem Falle, daß die neue Familie nur eine Fortsetzung der einen oder der anderen Familie wäre, mit einem neuen Individuum ein Teil der Atmosphäre, in der dieses bisher gelebt hat, in sie eindringen, so daß das geistige Milieu dadurch verändert wird. Wenn jede Vermählung, wie es in unseren Gesellschaften gewöhnlich ist, den Ausgangspunkt einer wirklich neuen Familiengruppe bildet, so öffnen sich die beiden Eheleute, selbst wenn sie die in der Berührung mit ihren Eltern aufgenommenen Traditionen und Erinnerungen nicht vergessen, viel weiter als jene allen äußeren Strömungen. Ein junger Haushalt »weitet sich aus«, ehe er sich wieder faßt und ein klares Bewußtsein von dem gewinnt, was ihn von den anderen unterscheidet. Andererseits tritt auch in unseren Gesellschaften die Familie in immer häufigere Beziehungen nicht nur zu anderen befreundeten Familien oder solchen, mit denen sie in der gesellschaftlichen Welt zusammentrifft, sondern durch diese auch mit vielen anderen Familien, mit einem ganzen gesellschaftlichen Milieu, in dem diese Familien stehen, und in welchem Gebräuche und Überzeugungen aufkommen und sich fortpflanzen, die sich jedem aufdrängen und keiner Familie im besonderen angehören. So ist die Familie für die umgebende Gesellschaft durchlässig. Wie sollte es auch anders sein, da ja die Regeln und Gebräuche, die ihre Struktur und die gegenseitigen

Verpflichtungen ihrer Mitglieder bestimmen, von dieser Gesellschaft festgesetzt worden und ihr aufgezwungen worden sind? Und im übrigen: hängt die Meinung einer Familie von sich selbst nicht sehr oft von der Meinung ab, die die anderen von ihr haben?

Diese neuen Ideen ersetzen die alten Traditionen der Familie und stellen ihr ihre eigene Vergangenheit in neuem Lichte dar. Das würde ihnen nicht gelingen, wenn sie im Schoße der Familie selbst entstanden wären und wenn sie beispielsweise einem plötzlich von bestimmten Familienmitgliedern empfundenen Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Neuerung entsprächen. Die Tradition würde bald mit solchen zeitweiligen Widerständen und Revolten fertig werden. In einer isolierten Gesellschaft, in der alle Familien sich über die absolute Autorität des Vaters und die Unauflöslichkeit der Ehe einig wären, fänden Forderungen einzelner im Namen der Gleichheit oder der Freiheit keinen Widerhall. Man kann Prinzipien nur durch Prinzipien ersetzen, Traditionen nur durch Traditionen. In Wirklichkeit bestanden neue Prinzipien und Traditionen schon in Familien oder Familiengruppen, die in der gleichen Gesellschaft eingeschlossen waren wie andere Familien mit älteren Traditionen und Prinzipien. Sie wurden aus verschiedenen Umständen mehr oder weniger dem Drucke der einst festgelegten Überzeugungen entzogen. Da sie für die gegenwärtigen Bedingungen mehr Sinn hatten als für den Respekt vor dem Vergangenen, haben sie ihr Leben auf einer neuen Grundlage organisiert und neue Anschauungen vom Menschen und seinen Handlungen angenommen. Gewiß, zumindest am Anfang können solche Familien Ausnahmen und wenig zahlreich sein. Aber in dem Maße, wie die Bedingungen, die sie von den anderen unterschieden machten, sich erneuern und klären, nehmen sie an Zahl zu. Sie bilden die Züge einer Gesellschaft vor, in der die von den besonderen Traditionen zwischen den Familiengruppen aufgerichteten Schranken niedergerissen sind, das Familienleben nicht mehr den einzelnen gänzlich absorbiert und die Familie sich ausweitete und teilweise mit anderen Gruppenformen verschmelzen würde. Ihre Ideen und Überzeugungen stellen die gerade entstehenden Traditionen dieser weiteren Gruppen dar, in denen die alten Familien absorbiert werden.

Jede Religion beruft sich, wie wir gesehen haben, auf die Offenbarungen und übernatürlichen Tatsachen, die ihr Erscheinen kennzeichneten, als auf ihr wahres Prinzip. Man könnte aber die Behauptung aufstellen, daß das nicht nur ihr Prinzip sei, sondern in einem gewissen Sinne alles. Es wäre zu allen nachfolgenden Zeiten einfach die Rolle der Kirchenväter, der Konzile, der Theologen und Priester gewesen, all das besser verständlich zu machen, was durch Christus und die ersten Christen während der ersten Jahrhunderte gesagt und getan worden ist. Dort, wo wir eine durch das christliche Milieu bewirkte Entwicklung zu sehen glauben, handelt es sich nach der Behauptung der Kirche nur um eine zwangsläufige Entwicklung; als wenn die Gläubigen durch die feste Hinwendung ihres Blickes und ihres Denkens auf diese bestimmten Erinnerungen von Jahrhundert zu Jahrhundert nur immer neue Einzelheiten unterschieden und deren Sinn besser erfaßt hätten. Zumindest suchen die Gläubigen in ihrer Religion etwas, was ihr Verhalten unter

Umständen leiten kann, die nicht zu allen Zeiten die gleichen sind. Es ist natürlich, daß sie verschiedene Antworten erhalten: aber alle diese Antworten sollen von Anbeginn an in der Religion enthalten gewesen sein; sie brächten nur aufeinanderfolgende, aber sämtlich gleichermaßen wirkliche Aspekte derselben zum Ausdruck. Man müßte also sagen, daß die der Religion zugrunde liegenden Erinnerungen nicht entstellt und denaturiert, sondern besser geklärt werden, je mehr man sie der Gegenwart annähert und neue Anwendungen daraus zieht.

Man gelangt jedoch zu ganz anderen Schlußfolgerungen, wenn man untersucht, wie die christliche Lehre sich gebildet und in welchen Formen sie sich im Laufe der Zeit bis heute dargeboten hat. Es hat dabei keine Entwicklung in dem Sinne stattgefunden, daß man im Urchristentum in einem unentwickelten und konfusen Zustand all das antreffen würde, was seither integrierender Bestandteil geworden ist. Neue Ideen und Gesichtspunkte haben sich vielmehr in einer Folge von Zusätzen daran angelagert. Weit davon entfernt, die alten Prinzipien zu entwickeln, hat man sie vielmehr in vielen Punkten eingeschränkt. Diese dem Urchristentum teilweise fremden neuen Ideen, die man ihm auf solche Weise eingegliedert hat, ergeben sich keineswegs einfach aus einer Bemühung, die alten Gegebenheiten zu überdenken. Im Namen wessen und mit welcher Kraft hätte sich die Reflexion oder Intuition des einzelnen der Tradition widersetzen können? Man hat nicht einfach logischen Notwendigkeiten gehorcht; unter den neuen Elementen mögen manche weniger rational als die alten erscheinen, und im übrigen hat man sich an viele Widersprüche gewöhnt. Aber einige von diesen neuen Ideen bestanden schon seit mehr oder weniger langer Zeit, man glaubte an sie und nahm sie auf in den Gruppen, die von der christlichen Botschaft noch nicht berührt worden waren. Schließlich bestand auch die Urkirche aus vielen Gemeinden, die sich in mancher Beziehung unabhängig voneinander entwickelt haben. Es gab Lehren, die die Kirche tolerierte, ohne sie als offizielle Wahrheiten anzuerkennen, andere, die sie als Häresien verdammt, die aber trotzdem im Dunkeln weiterlebten und von denen wenigstens einige Teile schließlich in das Korpus der Dogmen eindrangten. Auch hier wieder sind Traditionen von außen mit den Traditionen im Innern in Konflikt und in Konkurrenz geraten. Freilich hat die Kirche zwischen diesen sich anbietenden Möglichkeiten gewählt; aber man könnte nachweisen, daß sie diejenigen Ideen am besten aufgenommen hat, die einer ausgebreiteteren christlichen Gemeinschaft als gemeinsame Tradition zu dienen in der Lage waren. Mit anderen Worten, sie hat ihre älteren Traditionen in ein Gefüge neuerer Überzeugungen hineingestellt, die jedoch ihrerseits von solchen Gruppen herrührten, mit denen sie sich zu einer weiteren religiösen Gesellschaft zu verschmelzen hoffen konnte. Sie hat den Protestantismus deshalb ausgeschieden, weil er durch die Lehre von der freien Prüfung die individuelle Überlegung über die Tradition gestellt hat. Offensichtlich konnte das katholische Denken nur mit anderen kollektiven Denkinhalten einen Kompromiß eingehen, als sich seine Tradition nur anderen Traditionen anpassen konnte.

Die sozialen Gruppen, die wir Klassen nennen, umfassen Menschen, welche die in ihrer Gesellschaft am meisten geschätzten Qualitäten besitzen bzw. nicht besitzen. Da aber die Lebensbedingungen der Gesellschaften dem Wandel unterworfen sind, geschieht es, daß es in den verschiedenen Epochen nicht die gleichen Qualitäten sind, die das Kollektivbewußtsein in den Vordergrund stellt. Es gibt also Perioden, da man den Oberklassen ihren Vorrang bestreitet, weil sich dieser auf eine der Vergangenheit angehörende Wertordnung gründet. Unter welchen Bedingungen bricht der Kampf zwischen denen aus, die sich auf die alten Titel stützen, und denen, die sie zu ersetzen streben? Man könnte meinen, die Gegenwart wäre der Widerstand, an dem die alten Traditionen sich stoßen. Es sind neue Bedürfnisse entstanden, die die Gesellschaft nicht mehr befriedigen kann. Sie muß also ihre Struktur verändern. Wo aber findet sie die notwendige Kraft, um sich von der Vergangenheit freizumachen? Eine Gesellschaft kann nur leben, wenn ihre Institutionen auf starken Kollektivüberzeugungen ruhen. Diese Überzeugungen können aber nicht aus einer einfachen Reflexion entstehen. Man hat gut die herrschenden Meinungen kritisieren, gut nachweisen, daß sie der gegenwärtigen Lage nicht mehr entsprechen, die Mißbräuche anprangern, gegen Unterdrückung und Ausbeutung protestieren. Die Gesellschaft wird ihre alten Überzeugungen nur aufgeben, wenn sie überzeugt ist, neue zu finden.

Tatsächlich hat die Adelsklasse erst dann ihrer Privilegien entkleidet werden können, als sich in weiten Teilen der Gesellschaft die Überzeugung festsetzte, daß es eine verdienstlichere Art der Tätigkeit gebe als die Ausübung kriegerischer Tugenden, und wertvollere und rühmlichere Eigenschaften als diejenigen, die den Adelstitel einbringen. In den freien Städten der Zünfte, in den Kreisen der Kaufleute und Handwerker hat man sich an solches Denken gewöhnt. Aus diesen Kreisen sind diese Ideen, die die Form von Traditionen angenommen hatten, in den Adel selbst eingedrungen. Die adligen Privilegien sind zurückgetreten, nicht etwa, weil man sie an sich kritisiert hätte, sondern weil man ihnen andere Privilegien entgegengesetzt hat, die wie sie auf traditionellen Überzeugungen beruhten. Die bürgerliche Tradition wurde jedoch ihrerseits in Trümmer geschlagen, als die Bedingungen der Industrie und des Handels sich geändert hatten. In den Kreisen der Finanz- und Geschäftsleute sowie in den Milieus der Industriellen und Kaufleute, die mit den modernen Wirtschaftsmethoden am besten vertraut waren, d.h. also außerhalb derjenigen Klasse, in der die Traditionen der alten individuellen Industrie und des alten individuellen Handels fortbestanden, schickte man sich an, ein System neuer Qualitäten hochzuschätzen: den Sinn für kollektive Kräfte, das Verständnis für gesellschaftliche Produktions- und Tauschweisen und die Fähigkeit, jene ins Werk zu setzen und diese zu gebrauchen. Das alte Bürgertum hat seine Traditionen gewandelt, um sie einigen dieser neuen Ideen anzupassen, weil es in diesen Ideen Überzeugungen erkannte, die seit einiger Zeit von Gruppen fortschrittlicher Menschen geteilt wurden, und weil es hinter ihnen eine viel größere und komplexere Gesellschaft sich organisieren sah als diejenige war, der die alten Traditionen genügten, und diese neue Gesellschaft besaß schon einige Konsistenz.

Zusammengefaßt: die sozialen Überzeugungen besitzen einen doppelten Charakter, welches auch immer ihre Herkunft sein möge. Sie sind kollektive Traditionen oder Erinnerungen, aber sie sind zugleich auch Ideen oder Konventionen, die aus der Kenntnis des Gegenwärtigen entspringen. Wäre es (in diesem Sinne) rein konventionell, so wäre das soziale Denken rein logisch; es würde nur das zulassen, was in die gegenwärtigen Verhältnisse paßt. Es würde ihm gelingen, bei allen Mitgliedern der Gruppe alle die Erinnerungen auszulöschen, die sie – wie gering auch immer – nach rückwärts zögen und ihnen erlaubten, gleichzeitig teilweise in der Gesellschaft von gestern und teilweise in der heutigen zu verweilen. Wäre es rein traditionell, so würde es keine Idee und selbst keine Tatsache in sich eindringen lassen, welche mit seinen alten Überzeugungen nicht übereinstimmte, so wenig das auch der Fall wäre. So würde die Gesellschaft weder im einen noch im anderen Falle irgendeinen Kompromiß zwischen dem Bewußtsein von den gegenwärtigen Verhältnissen und der Anhänglichkeit an traditionelle Überzeugungen zulassen; sie würde sich gänzlich entweder auf das eine oder das andere begründen. Aber das soziale Denken ist nicht abstrakt. Selbst wenn sie der Gegenwart entsprechen und sie ausdrücken, nehmen die Ideen der Gesellschaft stets in einzelnen oder in Gruppen Gestalt an. Hinter einem Titel, einer Tugend, einer Qualität sieht die Gesellschaft sogleich deren Träger. Die Gruppen und die einzelnen existieren aber in der zeitlichen Dauer und lassen ihre Spur im Gedächtnis der Menschen zurück. Es gibt in diesem Sinne keine soziale Idee, die nicht zugleich eine Erinnerung der Gesellschaft wäre. Andererseits würde die Gesellschaft sich vergeblich bemühen, eine bestimmte Figur oder ein bestimmtes Ereignis, welches einen starken Eindruck in ihrem Gedächtnis hinterlassen hat, in rein konkreter Form wieder zu erfassen. Jede Persönlichkeit und jedes historische Faktum wird schon bei seinem Eintritt in dieses Gedächtnis in eine Lehre, einen Begriff, ein Symbol transponiert; es erhält einen Sinn, es wird zu einem Element des Ideensystems der Gesellschaft. So erklärt es sich, daß die Traditionen und die gegenwärtigen Ideen übereinstimmen können: nämlich weil die aktuellen Ideen in Wirklichkeit auch Traditionen sind, und weil die einen wie die anderen sich gleichzeitig und mit gleichem Recht auf ein älteres oder jüngeres Leben der Gesellschaft berufen, in dem sie gewissermaßen ihre Schwungkraft erhalten haben. Wie das Pantheon des kaiserlichen Rom alle Kulte unter seinem Dach beherbergte, wenn es nur Kulte waren, so läßt die Gesellschaft alle Traditionen zu (selbst die neuesten), wenn es nur Traditionen sind. Sie läßt ebenso alle Ideen zu (selbst die ältesten), vorausgesetzt, daß es sich um Ideen handelt, d.h. daß sie in ihr Denken hineinpassen und daß sie noch die Menschen von heute interessieren und diese sie verstehen. Daraus geht hervor, daß das gesellschaftliche Denken wesentlich ein Gedächtnis ist, und daß dessen ganzer Inhalt nur aus kollektiven Erinnerungen besteht, daß aber nur diejenigen von ihnen und nur das an ihnen bleibt, was die Gesellschaft in jeder Epoche mit ihren gegenwärtigen Bezugsrahmen rekonstruieren kann.

Quelle: Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985 (orig.: Les cadres sociaux de la mémoire. Paris: Alcan 1925). S. 19-23; 381-390.

## M 2 – Maurice Halbwachs: Das kollektive Gedächtnis

Erstes Kapitel:

### Kollektives und individuelles Gedächtnis

#### Gegenüberstellung

Wir ziehen Zeugenaussagen heran, um zu erhärten oder zu entkräften, aber auch um zu vervollständigen, was wir von einem Ereignis wissen, über das wir schon in irgendeiner Weise unterrichtet sind, von dem uns indessen mancherlei Umstände unklar bleiben. Der erste Zeuge, auf den wir uns stets berufen können, sind jedoch wir selbst. Wenn jemand sagt: „Ich traue meinen Augen nicht“, so fühlt er, daß zwei Wesen in ihm sind: das eine, das wahrnehmende Wesen, kommt einem Zeugen gleich, der über das Gesehene vor jenem Ich aussagt, das nicht gegenwärtig, sondern vielleicht früher gesehen und sich vielleicht ebenfalls eine Meinung unter Zuhilfenahme der Zeugnisse anderer gebildet hat. So hilft uns das, was wir wahrnehmen, wenn wir in eine Stadt zurückkommen, in der wir schon einmal gewesen sind, ein Bild zu rekonstruieren, von dem etliche Teile vergessen waren. Wenn das, was wir heute sehen, sich in den Rahmen unserer alten Erinnerungen einfügt, so passen sich umgekehrt diese Erinnerungen der Gesamtheit unserer gegenwärtigen Wahrnehmungen an. Es ist, als konfrontierten wir mehrere Zeugenaussagen. Da diese trotz gewisser Divergenzen im Grundlegenden übereinstimmen, können wir eine Gesamtheit von Erinnerungen rekonstruieren, in der wir dies Wesentliche wiedererkennen.

Gewiß, wenn sich unser Eindruck nicht nur auf unsere Erinnerung, sondern auch auf die der anderen stützt, wird unser Vertrauen in seine Genauigkeit größer sein – so als sei die gleiche Erfahrung nicht nur von derselben Person, sondern von mehreren Personen von neuem gemacht worden. Treffen wir einen Freund wieder, von dem das Leben uns getrennt hat, bereitet es uns anfangs einige Mühe, den Kontakt mit ihm wiederaufzunehmen. Aber beginnen wir nicht, gemeinsam zu denken und uns zu erinnern, sobald wir gemeinsam verschiedene Umstände haben lebendig werden lassen, an die jeder von uns sich erinnert, und die nicht dieselben sind, obgleich sie mit denselben Ereignissen zusammenhängen? Gewinnt das vergangene Geschehen nicht an Gestalt, meinen wir nicht, es intensiver wiederzuerleben, weil wir es uns nicht mehr allein vergegenwärtigen, weil wir es jetzt so sehen wie wir es früher gesehen haben, als wir es zugleich mit unseren Augen mit denen eines anderen betrachteten?

Aber unsere Erinnerungen bleiben kollektiv und werden uns von anderen Menschen ins Gedächtnis zurückgerufen – selbst dann, wenn es sich um Ereignisse handelt, die allein wir durchlebt und um Gegenstände, die allein wir gesehen haben. Das bedeutet, daß wir in Wirklichkeit niemals allein sind. Es ist nicht notwendig, daß andere Menschen anwesend sind, die sich materiell von uns unter-

scheiden: denn wir tragen stets eine Anzahl unverwechselbarer Personen mit und in uns.

Ich bin zum ersten Mal in London und gehe dort wiederholt bald mit diesem, bald mit jenem Begleiter spazieren. Einmal ist es ein Architekt, der mich auf die Bauten, ihre Proportionen, auf ihre Lage aufmerksam macht; dann ist es ein Historiker: ich erfahre, zu welcher Zeit eine bestimmte Straße angelegt worden ist, daß in jenem Haus ein berühmter Mann geboren wurde, daß hier oder dort bemerkenswerte Ereignisse stattgefunden haben. Gemeinsam mit einem Maler bin ich für die Farbtonung der Parkanlagen empfänglich, für die Linienführung der Paläste, der Kirchen, für das Spiel von Licht und Schatten auf den Mauern und Fassaden von Westminster, der Kathedrale, auf der Themse. Ein Kaufmann, ein Geschäftsmann führt mich durch die bevölkerten Straßen der Innenstadt, läßt mich vor den Läden, den Buchhandlungen, den Kaufhäusern innehalten. Aber selbst wenn ich nicht geführt worden bin, genügt es, wenn ich aus all diesen verschiedenen Betrachtungsweisen heraus verfaßte Stadtbeschreibungen gelesen habe, wenn man mir geraten hat, diese oder jene Stadtansicht zu betrachten – einfacher noch, wenn ich den Stadtplan studiert habe. Nehmen wir an, ich gehe allein spazieren. Kann man sagen, daß ich an diesen Spaziergang nur individuelle Erinnerungen, die allein mir gehören, zurückbehalte? Ich bin indessen nur scheinbar allein spazieren gegangen. Vor Westminster habe ich daran gedacht, was mir mein Freund, der Historiker, darüber gesagt hatte (oder – was auf dasselbe hinausläuft – daran, was ich darüber in einem Geschichtsbuch gelesen hatte). Auf einer Brücke habe ich die Wirkung der Perspektive betrachtet, auf die mein Freund, der Maler, hingewiesen hatte (oder die mir auf einem Gemälde, auf einem Stich aufgefallen war). Ich habe mich bei meinem Gang in Gedanken von meinem Stadtplan leiten lassen. Als ich zum ersten Mal in London war – vor Saint Paul oder Mansion House, auf dem „Strand“ oder in der Umgebung von Court's of Law – brachten mir viele Eindrücke die Romane von Dickens in Erinnerung, die ich in meiner Kindheit gelesen hatte: so ging ich dort also mit Dickens spazieren. Von keinem dieser Augenblicke, von keiner dieser Situationen kann ich sagen, daß ich allein war, daß ich allein nachdachte; denn in Gedanken versetzte ich mich in diese oder jene Gruppe – in die, die ich mit dem Architekten und darüber hinaus mit jenen Menschen, deren Interpret er nur für mich war, oder in die, die ich mit dem Maler (und seiner Gruppe) bildete, mit dem Geometer, der den Stadtplan gezeichnet hatte, oder mit einem Romancier. Andere Menschen haben diese Erinnerungen mit mir gemeinsam gehabt. Mehr noch, sie helfen, mir diese ins Gedächtnis zurückzurufen: um mich besser zu erinnern, wende ich mich ihnen zu, mache mir zeitweilig ihre Denkungsart zu eigen; ich füge mich von neuem in ihre Gruppe ein, der ich auch weiterhin angehöre, da ich immer noch ihre Einwirkungen erfahre und in mir manche Vorstellungen und Denkweisen wiederfinde, die ich allein nicht hätte entwickeln können und durch die ich mit diesen Menschen in Verbindung bleibe.

Quelle: Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart: Enke 1967 (orig.: La mémoire collective. Paris: Presses universitaires de France 1950), S. 1-3.

## M 3 – Ernst H. Gombrich: Aby Warburg. Eine intellektuelle Biographie

### DAS LETZTE PROJEKT: *MNEMOSYNE*

Das Wesen des Werkes, an dem Warburg arbeitete, als er am 26. Oktober 1929 einem Herzinfarkt erlag, sollte aus seiner Geschichte, die im vorangegangenen Kapitel zur Sprache kam, deutlich geworden sein. Im Kern bestand es aus Bildtafeln, die die zwei Hauptinteressen Warburgs illustrieren sollten – das Schicksal der olympischen Götter in der astrologischen Überlieferung und die Rolle der antiken Pathosformel in der nachmittelalterlichen Kunst und Kultur. Diese beiden miteinander verbundenen Themen sollten den Stoff für den ersten Satz einer gewaltigen Symphonie liefern, andere Themen wären gefolgt und hätten vielleicht ein Scherzo und ein triumphierendes Finale gebildet. Warburg hatte im Dezember 1927 die Komposition eines solchen Werkes in der Form eines „Bilderatlas“ angekündigt, dessen Titel „Mnemosyne“ lauten sollte. Sämtliche Vorträge und Untersuchungen, mit denen er sich beschäftigte, sollten nun in diese Synthese eingehen. In der Praxis hieß das, daß er die in Frage kommenden Photographien an den Tafeln befestigte und ihre Anordnung häufig veränderte, je nachdem, welches Thema ihm gerade am wichtigsten war. Als Warburg starb, gab es vierzig solcher Bildtafeln, die meisten bis zum Rand bedeckt mit Photographien unterschiedlichen Formats, insgesamt fast tausend. Es gab keine Bildunterschriften und keine ausführlichen Kommentare. Die einzigen zusammenhängenden Texte, die Warburg geschrieben hatte, waren jene Passagen, die er Gertrud Bing in Rom im Zusammenhang mit dem Hertziana-Vortrag diktiert hatte (S. 361), sowie seine Untersuchung zu Manets „Dejeuner“ (S. 363-368). Außerdem gab es natürlich auch hier zahlreiche Notizen, in denen Warburg Bildtafeln plante und Überschriften für einzelne Abteilungen oder für das Gesamtwerk ausprobierte.

Diese aneinandergereihten Bilder und die fragmentarischen Texte sollten für den Leser, der bisher die Geduld aufgebracht hat, die Entwicklung des Warburgschen Denkens über vier Jahrzehnte hinweg zu verfolgen, nicht rätselhafter sein als für Warburg und seine unmittelbare Umgebung selbst. Er wird vermutlich verstehen, daß die Notiz „Der *Hennin* als Wetterfahne zwischen dem alten und dem neuen Stil“<sup>1</sup> sich auf die symptomatische Bedeutung bezieht, die Warburg dem Auftreten und Verschwinden burgundischer Mode auf Florentiner Drucken beimaß, und er wird solche Drucke auf den Bildtafeln erwarten. Er wüßte, daß „Neptungespann gegen Beil“<sup>2</sup> sich auf Warburgs Interesse an der Symbolik der Macht bezieht, die

<sup>1</sup> *Schlußübung*, Notizbuch, 1927-28, S. 151.

<sup>2</sup> *Allgemeine Ideen*, Notizbuch, 1927, S. 62.

sich auf englischen Briefmarken und im Italien Mussolinis (S. 354) sehr gegensätzlich darstellt, und er wäre nicht überrascht, diese Punkte illustriert zu finden. Wer sich hingegen völlig unvorbereitet in dieses Kapitel gestürzt hat, wird wahrscheinlich genau so verwirrt sein wie der Verfasser dieses Buches, als er zum ersten Mal die Photographien zu sehen bekam, die von den Bildtafeln angefertigt worden waren und die Seiten des sogenannten „Atlas“ bilden sollten. Ich war in der Tat der Überzeugung, daß die der *Mnemosyne* zugrunde liegenden Ideen nur dadurch zugänglich gemacht werden konnten, daß man ihre Entstehungsgeschichte in Warburgs Gedanken aufspürte; dies führte mich zu den frühen Notizbüchern und schließlich auf den Weg eines genetischen Ansatzes. Denn in Warburgs Entwicklung liegt der Schlüssel nicht nur für seine ganz persönliche Sprache, sondern auch für die Form, die er seinem Lebenswerk geben wollte.

Als Saxl Warburg zu den Bildtafeln führte, muß er gewußt haben, daß diese Technik Warburgs Bedürfnissen ganz besonders gut entsprach. Mit der Methode, Photographien an eine Leinwand zu heften, ließ sich das Material leicht ordnen und in immer neue Kombinationen bringen, so wie es Warburgs Gewohnheit war, seine Karteikarten und Bücher immer dann umzustellen, wenn er sich mit einem neuen Thema beschäftigte. Der Gelehrte, dem das Schreiben so große Schwierigkeiten bereitete, der seine Formulierungen unablässig glaubte ändern zu müssen, verfügte nun über eine Methode, die seine mühevollen Arbeit ein wenig erleichtern konnte.

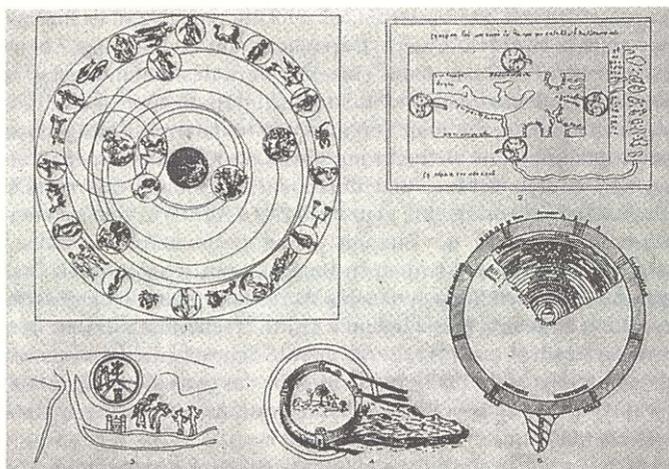
Es war kein Zufall, daß ihn das schriftliche Formulieren so sehr gequält hat. Warburg war von der Komplexität der historischen Prozesse, die ihn interessierten, so sehr überzeugt, daß es ihn immer stärker bedrückte, seine Darstellung auf eine einzige Ebene reduzieren zu müssen. Jedes einzelne Werk des Zeitalters, das er sich angeeignet hatte, sah er nicht nur innerhalb einer »geradlinigen« Entwicklung mit dem Vergangenen und dem Nachfolgenden verknüpft, es konnte vielmehr nur durch die Kenntnis seiner Quellen verstanden werden, und durch das, was ihm widersprach, durch sein Ambiente, seine ganz entfernten Ahnen und seine möglichen Wirkungen in der Zukunft. Schon in seinen frühen Notizen hatte Warburg diese komplexen Beziehungen sehr gerne in Diagrammen dargestellt, in denen das Werk, das er gerade untersuchte, als ein Ergebnis verschiedener Kräfte erscheint. In diesen Diagrammen taucht auch Warburgs private Schreibweise zum ersten Male auf: „Ny“ steht für Nympe und für das, was diese Figur verkörpert, so wie andere Bilder, die für bestimmte Tendenzen standen, ebenfalls in Kürzeln notiert wurden.

Warburg hat in diesen kaleidoskopartigen Permutationen, die auf seine Untersuchungen über Flandern und Florenz zurückgehen, vor allem den Polaritätsgedanken erprobt und entwickelt. Die Tatsache, daß jedes Bild ganz widersprüchliche Kräfte in sich barg, daß dieselbe „Pathosformel“ einmal für „Befreiung“ stand, ein anderes Mal für „Verfall“, machte es Warburg äußerst schwer, die Komplexität seiner Geschichtsauffassung in diskursiver Sprache darzulegen. Wir wissen ja,

daß er es nach jahrelangem Kampf, der ihn praktisch gelähmt hatte, aufgab, diesen speziellen Stoffkreis in entsprechender Form zu veröffentlichen.

In diesem Zusammenhang entwickelte sich nun auch zum ersten Mal in Warburgs Notizen die Idee, durch Verwendung von Illustrationen aus der Sackgasse zu kommen. 1905, auf dem Höhepunkt seiner Krise, findet sich ein Hinweis auf einen »Atlas«, wobei vier Gebiete aufgezählt werden, die vermutlich die Themenschwerpunkte bilden sollten:

„Der Eintritt der Antike in den pathetischen Stil der Florentiner Frührenaissancemalerei: Der Triumphbogenkreis, die Rückkehr der Victoria, die Substitution des höfischen Genrebildes, der Bilderkreis der Leinwandbilder aus Burgund.“ (*Festwesen*, S. 73)



148 Tafel XV aus: A. Bastian, *Ethnologisches Bilderbuch*, 1887.  
 1. Konstellationen aus einer Aratus-Handschrift.  
 2. Aus der Kosmographie des Cosmas Indicopleustes.  
 3. Fra Mauros Paradies.  
 4. Aus der Weltkarte Haldingsham's (zu Hereford).  
 5. Schema der Hölle Dantes.

Dieses psychologische Bedürfnis, eine komplexe Geschichte anhand von Bildern zu erzählen, wurde zweifellos durch das Vorhandensein eines Vorläufers verstärkt, der für Warburg in dieser Zeit, als er sich von der Erforschung des „Ausdrucks“ zu der der „Orientierung“, d.h. den Sternbildern, wandte, immer größere Bedeutung erlangt haben muß. Denn hier gab es ein Vorbild für einen solchen Atlas.



Quelle: Gombrich, Ernst H.: Aby Warburg. Eine intellektuelle Biographie. Hamburg: Europäische Verlags-Anstalt 1992 (orig.: Aby Warburg. An Intellectual Biography. London: Warburg Institute 1970), S. 375-378.